

# "Einfach anders" : Kantonsarchitekt Francesco Della Casa im Interview

Autor(en): **Huber, Werner / Froidevaux, Hervé / Della Casa, Francesco**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **24 (2011)**

Heft [8]: **Genf Handelt : eine Grossstadt baut auf kleinem Raum**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-287183>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# «EINFACH ANDERS» Francesco Della Casa, Genfs Kantonsarchitekt, spricht über politische Planungsprozesse, neue Quartierpläne und seine Hoffnung.

Interview: Werner Huber und Hervé Froidevaux

Man hat den Eindruck, in Genf sei zwanzig Jahre lang nichts passiert. Doch jetzt herrscht eine Aufbruchstimmung. Ist das so? Stillstand und stürmische Entwicklungen wechselten sich in Genf schon immer ab. Genf will heute die kleinste unter den grossen Städten sein, aber sie will nicht zur grössten der Kleinstädte werden. Der internationale Ruf ist zwar enorm gut, aber nicht wegen der Grösse der Stadt. Und Genf lebte schon immer im Spannungsfeld zwischen dem Willen, sich weiterzuentwickeln, und der Furcht vor dem Wachstum, als ob es darum ginge, gebaute, aber auch fiktive Mauern stehen zu lassen. Latenz-Zeiten sind nicht unbedingt negativ. Sie erlauben eine Reflexion. Zu allen Zeiten fand man immer Lösungen auf sehr hohem Niveau. Schon im Mittelalter, als man den Gürtel errichtete, später dann mit der Erfindung der «Rade» (den Quaianlagen ums Seebecken) und schliesslich der Bau der grossen Wohnüberbauungen, die bis heute für europäische Städte exemplarisch sind. Andernorts sprengt man solche Wohnbauten bereits wieder, hier stehen sie unter Denkmalschutz. Wenn man mir sagt, in Genf bewegt sich nichts, antworte ich: Genf macht es einfach anders.

Welches sind für Sie denn heute die Mauern? Die aktuellen Mauern sind virtuell. Viele denken, Genf habe die kritische Grösse erreicht. Die Folgen dieser Mentalität sind die Stigmatisierung der Grenzgängerinnen und Grenzgänger. Das ist die psychologische Mauer. Im Gegensatz dazu sagen die anderen: Wir müssen uns als Agglomeration verstehen, mit viel engeren Beziehungen zu den Nachbarn in Frankreich und in der Waadt. Das scheint mir der richtige Weg, denn das entspricht auch der heutigen Realität. Die Bevölkerung bewohnt doch den ganzen «Arc Lémanique», und dies fordert die Politik heraus. Sie muss reagieren. Die hohe Attraktivität von Genf wird nicht nachlassen, und wir wollen die Leute nicht daran hindern, sich hier niederzulassen. Seit vier oder fünf Jahren – so scheint es mir – entwickelt sich ein Mentalitätswandel in Richtung offeneres Genf.

**SCHLÜSSELPROJEKT** Gibt es Gründe für die aufkommende Rückzugshaltung? Es fehlt an Wohnmöglichkeiten. Selbst wenn Genf diese Situation seit dreissig Jahren kennt – so schlimm wie jetzt war es noch nie, und die Leute sagen: «Wir können nicht mehr.» Seit 2005 arbeiten die Politikerinnen und Politiker jedoch sehr qualifiziert und gut zusammen, trotz unterschiedlicher Ideologien. Aus den 300 Millionen Bauausgaben des Kantons in früheren Jahren ist man heute bei über einer Milliarde pro Jahr angekommen – und diese Summe ist auch für die nächsten Jahre vorgesehen. Praille-Acacias-Vernets war das Schlüsselprojekt.

Aber das war eine private Initiative. Ja. Angestossen wurde es durch einen Ideenwettbewerb, den die Genfer BSA-Sektion 2005 lanciert hatte und der vollständig privat finanziert wurde. Eine kleine Gruppe von begabten Architekten hat hier Freiwilligenarbeit geleistet, ohne sich vor einer Opposition oder vor dem Richtplan zu fürchten. Und dies trotz heftiger Opposition. Der Wettbewerb hat das ausserordentlich hohe Potenzial dieses bisherigen Industriegebiets im Herzen von Genf aufgezeigt. Hier wurde ein intellektueller und kultureller Wandel angestossen.

War der Wettbewerb für Praille-Acacias-Vernets auch Katalysator für weitere, aktuelle Projekte? Absolut, das war der Startschuss. Vor allem, weil der Wettbewerb bezüglich Teilnehmerzahl ein grosser Erfolg war: Über 200 Projekte aus ganz Europa wurden eingereicht, und das Medienecho war sehr breit. In der Vorstellungswelt der Architekten hat das sofort Projekte ausgelöst. Die zwei ersten Preise zeigten sehr unterschiedliche Lösungen

auf. Zum einen den an Paris erinnernden hausmannschen Urbanismus mit einer durchgehenden Traufhöhe und einem Central Park. Dies hatte der aus Zürich stammende Thomas Fischer vorgeschlagen. Der andere erste Preis ging an die Genfer Planer von «Made In», die eine urbanistische Strategie vorschlugen, die jedes Mal, wenn ein Terrain frei wird, die Gelegenheit für ein neues ikonografisches Projekt nutzt. Die heutige Realität pendelt zwischen diesen beiden Thesen. Der Wettbewerb hat bei den Behörden alles über den Haufen geworfen. Sie haben drei Monate später Praille-Acacias-Vernets in ihr Legislaturprogramm aufgenommen.

**DISKUSSIONEN ANSTOSSEN** Wenn Sie von zukünftigen Bauten reden, von den grossen Projekten, dann sind die nicht alle neu. Neu aber ist seit diesem Wettbewerb die Art, wie man sie anpackt. Bringen diese strategischen Entwicklungspläne auch mehr Engagement? Es geht vor allem um eine kohärente Vision, nicht nur um Quantität und Qualität. Es geht darum, möglichst viele Parameter zu berücksichtigen: urbane Entwicklung, Aktivitäten, Mobilität, städtische und landwirtschaftliche Räume, aber auch Versorgung, Entsorgung und Materialressourcen. Der neue Richtplan, der jetzt gerade in die Vernehmlassung geschickt wurde, umfasst zum ersten Mal die grenzüberschreitende Agglomeration. Er zeigt als Inventar jene Projekte, die bereits am Laufen sind, und dazu die Hypothesen zur zukünftigen Entwicklung. Jede konkrete Frage wird hier auf dem Hintergrund der generellen Entwicklung beantwortet. Konkret: Der Richtplan weist darauf hin, dass es in dreissig Jahren nicht mehr genug Kies für die Genfer Bauten geben wird. Die sechzehn strategischen Entwicklungspläne befassen sich mit Orten von hohem Entwicklungspotenzial. Hier will die Planung präziser sein und Nutzungen festschreiben. Es geht auch um Diskussionen mit den Gemeinden und den betroffenen Nachbarn.

Was denkt denn die Bevölkerung über diese Entwicklungen? Die Haltung der Genfer Stimmberechtigten scheint im Wandel zu sein. Früher waren sie eher «Nein-Sager», wenn es um städtische Entwicklungen ging. Inzwischen haben sie fünfmal hintereinander und meist mit deutlichen Mehrheiten zu fünf grossen Projekten Ja gesagt: zur Erweiterung der OMC, zum Ethnographischen Museum, das zehn Jahre zuvor noch an der Urne gescheitert war, zum S-Bahn-Projekt CEVA, dem grenzüberschreitenden Bahn-Infrastrukturprojekt, das seit bald hundert Jahren im Gespräch ist. Akzeptiert wurde auch die Überbauung einer bisherigen Landwirtschaftszone in Cherpines, wo 3000 Wohnungen gebaut werden, und schliesslich das Ja zur Initiative, die die sanfte Mobilität fördern will. Die Genferinnen und Genfer scheinen also zu «Ja-Sagern» zu werden.

Planungsprozesse, diese Ja der Bevölkerung und die zunehmende Bautätigkeit der öffentlichen Hand – sind das die drei wichtigen Elemente der neuen Genfer Dynamik? Es zeichnet sich eine gewisse Annäherung zwischen der Politik, der Verwaltung und den Wünschen der Bevölkerung ab.

Inzwischen setzt sich die Genfer Politik den Bau von 2500 Wohnungen pro Jahr als Ziel. Wie vereinen Sie diese Zahl mit einer gewissen Qualität? Es ist klar: Wenn der Druck hoch ist, hat die Behörde die Tendenz, rasch Bewilligungen auszustellen, damit im Massen produziert werden kann – mit dem Risiko, dass man diese Gebäude in dreissig Jahren wieder abreißen wird. Qualitätssicherung erfolgt in erster Linie über Architekturwettbewerbe. In Genf sind die rechtlichen Bestimmungen aber unglaublich eng, und die schnelle Umsetzung der Planungen ist hier ein Problem. Wenigstens leben wir in einer Zeit mit guten Architektinnen und Architekten.



Ist das alles typisch Genf? Wo steht Genf im Städtevergleich? Man muss zugeben, dass man in Genf noch keinen Trend zu charakteristisch-zeitgenössischer Architektur erkennt. Das war früher anders, als die Architekten auch Promotoren oder Unternehmer waren. Die Satellitenstadt von Meyren zum Beispiel entstand dank Leuten, die zwar Immobilienverwaltungen leiteten, die aber in erster Linie Architekten waren. Sie stellten hohe Ansprüche und unterstellten sich nicht nur der ökonomischen Logik.

**FLEXIBLERE VORSCHRIFTEN** Sie reden von Qualität und von Reglementen, die es erlauben, die Projekte an Qualität auszurichten. Aber gibt es in Genf nicht zu viele Vorschriften, die hohe Qualität gerade verhindern? Tatsächlich haben wir dieses Problem, und wir müssen es genau analysieren, denn es kann sein, dass die Vorschriften das verhindern, was sie eigentlich anstreben. Die Quartierpläne, die die Grössen und die Anordnung der Wohnbauten genau bestimmen, haben zur Folge, dass in der Praxis nur durchgesteckte Wohnungstypen gebaut werden konnten. Daraus resultiert eine schreckliche architektonische Armut. Man könnte ja auch einen grösseren Interpretationsspielraum zugestehen. Die Quartierpläne könnten sich darauf beschränken, grundsätzliche urbanistische Regeln vorzugeben. Ein anderer Weg wäre der, dass jeweils zuerst ein Wettbewerb durchgeführt wird und die Quartierpläne erst danach festgesetzt werden und sich dabei am siegreichen Projekt orientieren.

Ist das Gesetz, das Abbrüche, Umnutzungen und Renovationen regelt, nicht ein grosses Hindernis für die Stadtentwicklung? Das Gesetz bringt eine wirkliche strenge Kontrolle mit dem Ziel, dass die Mieten nach einer Renovation im Rahmen bleiben. Die Folgen sind fürchterliche Verrenkungen bei der Finanzierung. Das Gesetz ermuntert die Besitzer nicht, ihre Liegenschaften zu unterhalten oder zu renovieren. Aber dies ist nur eine Genfer Vorschrift unter vielen, die sehr einengende Wirkungen haben. Man kann sich fragen, ob all diese Gesetze die richtigen Antworten auf die Legislaturziele geben oder ob sie deren Umsetzung nicht verhindern. Wer hier wohnt und einen verbilligten Mietvertrag hat, ist privilegiert. Davon können Neuankommende nicht einmal träumen.

Welches ist Ihre Rolle? Laut Gesetz hat der Kantonsplaner die Aufgabe, die architektonische Qualität zu fördern – eine sehr allgemeine Aussage.

Verstehen Sie sich eher als «Oberaufseher» oder als Kommunikator? Regierungsrat Mark Müller redet vom «Kurator», also von der kulturellen Verantwortung in der urbanen und architektonischen Entwicklung. Müller selbst ist Jurist und kennt das Recht bis ins Detail, aber er hat auch ein hohes Interesse an allen städtebaulichen Fragen. Der Kantonsbaumeister muss erklären, verhandeln und die Umsetzung erleichtern – mit dem Ziel, gute Qualität zu erreichen.

Was wünschen Sie sich? Was soll aus Genf werden? Für mich gibt es keine ideale Stadt. Ich hoffe, ich werde überrascht und bin gespannt auf neue Ideen und Phänomene. Viele interessante Projekte sind ja schon angestossen. Ich glaube nicht, dass wir einen schnellen Wandel einleiten können, aber wir müssen kleine Teile ergänzen, damit die Projekte kohärent werden, und wir möchten eine Tendenz anstossen. Ich glaube, dass man nicht mehr das grosse Projekt schaffen kann, das für alle anderen Vorbild ist. Denn, liebt man solche Vorzeigebispiele? Sie gefallen den Touristen, aber sie tragen nichts zum besseren Leben der Bewohner bei. Wenn die Leute in einigen Jahren sagen: «Heute liebe ich meine Stadt mehr», dann wäre das mein schönster Lohn.

FRANCESCO DELLA CASA

Der Tessiner ist seit Mai 2011 Genfer Kantonsarchitekt. Er hat seine Laufbahn bei der Denkmalpflege begonnen, im Wallis als Architekt und als Journalist gearbeitet und war Sprecher des Hauseigentümergebietes. Später war er Chefredaktor der Architekturzeitschrift «Tracés» und 2004 bis 2009 Leiter von «Lausanne Jardins». 2005 hat er zusammen mit dem BSA den Wettbewerb zu Praille-Acacias-Vernets begleitet.



^Francesco Della Casa, seit Mai 2011 Kantonsarchitekt von Genf.



<Genf hat viele Vorschriften, die die Besitzer nicht ermuntern, ihre Liegenschaften zu sanieren.



^Hervé Froidevaux, Wüest & Partner, und Werner Huber, Hochparterre.